

vollziehen kann. Das heißt: „In der ‚existentiellen Zeit‘, die der Ewigkeit am nächsten ist, gibt es keinen Unterschied zwischen Zukunft und Vergangenheit, zwischen Ende und Anfang“ (zit. 158, Anm. 38), erfolgt der Einbruch der Ewigkeit in die Zeit, der Durchbruch der schöpferischen Flamme der Freiheit durch die erkaltete Kruste der Entwicklung und Determinierung, und zwar derart, daß im Geist Gottes Adam neugeschaffen, als „neuer, ewiger“ und „ewig neuer Mensch“ wiedergeboren wird (zit. 164). Mit dieser Geburt des Ewigen in der existentiellen Zeit – und „das ganze Christentum war nichts anderes als ein Aufruf zur Wiedergeburt“ (zit. ebd.) – sieht B. „das Ende der objektivierten, alltäglichen Welt“ gekommen, bricht endgültig das Reich Gottes, das Reich der Liebe und der Freiheit an: „Das ist der neue ‚Aon des Geistes‘“ (zit. 168). Ihn durch Leben und Werk vorzubereiten war das Hauptanliegen des „namhaften Philosophen und Propheten von Freiheit und Schöpfertum par excellence“ (C. S. Callian, 236) und ist Auftrag an uns alle.

Diesem Auftrag gerecht zu werden bedarf es indes eines Sprunges „von der alten legalistischen, statischen Mentalität in die Zukunft einer dynamischen Ethik“ (238), für die das Prinzip der kreativen Freiheit grundlegend ist. Dessen „Bedeutung für eine Reform der christlichen Ethik“ im Ansatz herauszuarbeiten und es für die Moraltheologie fruchtbar zu machen, versucht K. abschließend im 5. Kap. (196–238). Er konfrontiert dazu die Aussagen B.s zum ethischen Handeln aus christlicher Verantwortung mit denen der zeitgenössischen Theologie, ohne dabei allerdings die Gedankentiefe des Philosophen hinreichend auszuschöpfen. So vermißt der Rez. vor allem einen Hinweis auf die Bedeutung des Zeitproblems für die Ethik, während doch B. selbst schrieb: „Die Aufgabe der schöpferischen Ethik besteht in der Befreiung der Lebensperspektive von der verhängnisvollen Macht der Zeit“ (zit. 159). Die Tragweite dieser Aussage (auch im Hinblick auf das Historizitätsproblem bibl. Heilsereignisse!) kommt in diesem Schlußkapitel nirgendwo in den Blick. Zwar ist von Zukunft und tätiger Hoffnung die Rede, die nicht – wie ausdrücklich (und in einem gewissen Sinn zu Recht) betont wird – „passives, untätiges Warten“ bedeute (234); doch gerade das demütige Geschehenlassen und geduldige Wartenkönnen im Wissen darum, daß alles, auch das Reich Gottes, seine Zeit des ungestörten Wachsens und stillen Reifens braucht, ist in dieser von Unrast und Geschäftigkeit erfüllten Welt Ausdruck einer neuen, eschatologischen, die historische Zeit überwunden habenden Perspektive und Zuversicht, ist Zeichen der Hoffnung in einer gefallenen Zeit. Während so einerseits unerwähnt bleibt, daß alles schöpferische Tun seine längste Zeit ein schöpferisches Nicht-Tun ist, wird andererseits in den vorangegangenen Kapiteln Ausgeführtes unnötig wiederholt, füllen allzu ausführlich zitierte Bibelstellen die Zeilen, machen sich so manche theologische Allgemeinplätze und Selbstverständlichkeiten breit. Und ob, wie K. kritisiert, die geniale Konzeption B.s von einem zweifachen (besser: zwei-einfachen) Ursprung der menschlichen Freiheit tatsächlich zu einem Dualismus führt (209), sei hier noch dahingestellt. – Alles in allem jedoch beeinträchtigt dies nur unwesentlich den Wert und den Gesamteindruck eines Buches, das nicht nur von der Moraltheologie beachtet zu werden verdient.

(Druckfehler-Hinweis: S. 128, Anm. 90: L'idée; S. 259 Z. 14: ou; Satzzeichen-Fehler: S. 168 Z. 24; S. 217 Z. 3; S. 236 Z. 9; vgl. auch im 2. Kap. Anm. 62 mit Anm. 79.)

K. W. Hälbig

Riedl, Rupert, *Die Ordnung des Lebendigen*. Systembedingungen der Evolution. Gr. 8^o (372 S., 317 Abb. u. 7 Tab.) Hamburg 1975, Parey.

Schon im Vorwort (5) wird betont, daß – im Gegensatz zur „Tatsächlichkeit“ der Evolution und ihrer allgemeinen Theoretisierung – über den „Mechanismus“ des evolutionen Vorgangs die Diskussion noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Unbezweifelbar bleiben jedoch Selektion (Darwin), Mutation und Populationsdynamik, die heute in der „Synthetischen Theorie“ als Mechanismen der Evolution zusammengefaßt werden. Diese „Ursachen“ besitzen für die Naturwissenschaften einen fundamentalen Erklärungswert. Der Verf. meint jedoch, es sei zu bezweifeln, ob diese bislang allein bewiesenen Mechanismen ausreichen, um die Gesetzmäßigkeiten der Großabläufe der Evolution (transspezifische E.) und damit die Ordnung des Lebendigen zu erklären. „Diesen ordnenden Mechanismus nicht zu kennen, bildet eine Lücke im Konzept“ (5). Ihn aufzufinden und darzustellen ist die Aufgabe des vorliegenden, ideenreichen, wegen der naturwissenschaftlichen Voraussetzungen

manchmal nicht leicht zu lesenden Buches. Unter den ordnenden Mechanismen versteht R. praktisch die Ursachen für die Gesetzmäßigkeit der Makroevolution und die Mannigfaltigkeit der organischen Gestalten; grob formuliert: die Ursache dafür, „daß das Lebendige nicht ein unbeschreibliches Wirrarr, sondern eine beschreibbare Ordnung bildet“ (5). – Nach einer Einführung, welche die Grundbegriffe klärt (Zufall, Notwendigkeit, Entscheidung, Ereignis, Mutation, Selektion usw.), werden im 1. Kap. (20–93) die Perspektiven der Ordnung, sodann Ordnung als Wahrscheinlichkeit und schließlich die Dimensionen und Formen lebendiger Ordnung vorgeführt. Als zentrales Kapitel (III) folgt die Erörterung der molekularen Ursache der Ordnungsmuster (94–127). Zusammenfassend kann man sagen: R. sucht zuerst die Muster der realen Ordnung selbst zu erklären. Die Theorie, die sich ergibt, geht von einem umfassenderen Kausalbegriff aus: die Wirkungen des Evolutionsmechanismus wirken auf dessen Ursachen selbst zurück. Der Verf. kann dann zeigen, daß deshalb „die Erfolgchancen der Änderung von Merkmalen (Phänen, Ereignissen) über diejenigen der Gene (genetischen Entscheidungen) ebenso wachsen, wie die der Gene über jene der Merkmale. Entscheidungen wie Ereignisse sind über einen ‚Feed-Back‘- oder Rückkoppelungsmechanismus zu einem Gesamtsystem von Wirkungen verbunden. Dies ist im Wesen ein Selektionsmechanismus, der den Gesetzen der Zufallswahrscheinlichkeit die wachsende Zufallswahrscheinlichkeit der Organisation des Lebendigen abringt. Dabei führt die Ausnützung der möglichen Wechselabhängigkeiten sowohl zur Ausbildung der vier molekularen Schaltmuster der Entscheidungen als auch zu vier korrespondierenden morphologischen Ordnungsmustern der Ereignisse (die vier Norm, Hierarchie, Interdependenz und Tradierung nennen werden)“ (6). – In den folgenden Kapiteln (IV–VII) werden diese Ordnungsmuster beschrieben. Zuerst die Ordnung der Norm (Morphologie der Normen, normative Selektion), dann die Ordnung der Hierarchie (Morphologie des Hierarchiemusters, Selektion der Ränge) und der Interdependenz und schließlich die Ordnung der Tradierung (Morphologie der tradierten Muster, tradierende Selektion). – Das Schlußkapitel VIII (287–340) entwirft zuerst eine Theorie der Systembedingungen und deckt dann die Konsequenzen der beschriebenen Theorie auf. Es resultieren „Evolutionenbahnen“, die sich in sich selbst regeln und gestalten, „die sich in sich selbst entwerfen“. Für den Menschen ergibt sich daraus: „Wir selbst sind somit weder das Produkt des blinden Zufalles, noch irgendwie vorgeplant; weder sinnlos, noch von a-priorischem Sinn. Wir sind vielmehr – wenn man so will – das Produkt einer Strategie entstehender Gesetzmäßigkeit (einer Strategie gegen Entropie und Verfall) und haben uns unseren Sinn, sobald wir einen besitzen, selbst verdient. Wir stecken weder in einer Sackgasse, noch ist der Weg zur Vollkommenheit gefunden“ (6). – Wichtig für den Naturphilosophen ist die Feststellung, „daß die Evolution der Organismen in einem viel höheren Maße dem Zufall entzogen ist, als bislang angenommen wurde und daß dies die notwendige Folge einer Selektion wäre, welche nicht nur von Umweltsbedingungen, sondern vorwiegend von den funktionellen Systembedingungen in der Organisation der Organismen selbst diktiert wird“ (287). Im Grunde genommen ist die Theorie des Verf.s eine erweiterte Selektionstheorie, denn er setzt die Richtigkeit der neodarwinistischen „Synthetischen Theorie“ voraus, ergänzt sie aber durch ein System von Wechselabhängigkeiten (Kausalnetz). Die Theorie R.s ist also in die „Systemtheorien“ einzuordnen; sie behauptet, „daß die stete Folge der ungleichen Chancen von Zufall und Notwendigkeit zu Determination führt“ (288). Das Ergebnis ist also eine „Selbstordnung des Lebendigen . . . Jedoch ist es keine prästabilisierte, sondern eine poststabilisierte Harmonie, nicht Entelechie, sondern kausale Eigengesetzlichkeit“ (293).

Wo muß man das außerordentlich ideenreiche Werk des Verf.s einordnen? Er nennt sein System selbst eine „dem Holismus verwandte Lösung“ (296, Anm. 4) und sieht in ihr eine Wendung zur „funktionellen Kausalität“. Man denkt an Namen wie Weiss, Koestler und Symthies, Cannon, Simon u. a. Für die Naturphilosophie des Organischen ist besonders interessant, was R. zur S. 297 gestellten Frage zu sagen hat: „Gibt es ‚innere‘ Mechanismen?“. Seine Antwort lautet: „Es wirkt nur Mutation und Selektion, aber letztere nicht nur von ‚außen‘.“ Dieses „Innen“ bedeutet: (1) Ein Milieu, welches tief in die inneren Strukturbedingungen des Organismus hineinreicht, in dem Selektionsbedingungen entstehen, die dem Außenmilieu

immer fremder, den funktionellen Systembedingungen im Organismus aber immer verwandter werden. Diese eigenbedingten „Selektionsvorschriften“ kennen wir schon von Waddington (Architypus-Selektion), Haldane (Genotypus-Selektion), Whyte (Entwicklungs-Selektion) – aber auch von Vertretern des „mechanistischen Neodarwinismus“ (Synthetische Theorie) wie Rensch („Entwicklungszwang“), Mayr und Osche, welche letztere von „tiefsitzenden“ und „früh ins Entwicklungsgeschehen eingreifenden“ Merkmalen sprechen. (2) Dieses „Innen“ bedeutet weiterhin eine „Organisation der Gen-Wchselwirkungen“ (298), welche schließlich auf ein System innerer Bedingungen hinausläuft: „ein epigenetisches System nach den Gesetzen der eigenen Organisation.“ – Die gerade den Naturphilosophen sehr interessierende Auseinandersetzung mit dem „inneren Prinzip des Vitalismus“ (298–299) ist leider zu kurz geraten. Das gleiche läßt sich für Teilhard de Chardin sagen, der nur zweimal (298, 336) kurz zitiert wird. Wir möchten den Verf. anregen, gerade darüber sich einmal ausführlicher zu äußern. – Zum Schluß sei noch hingewiesen auf die außerordentlich sachkundige Darstellung der Frage einer kausalen Morphologie (299 ff.), und hier besonders die Diskussion des Gesetzes der Homologie, der Notwendigkeit von Typus und Bauplan und schließlich der Natur des „Natürlichen Systems“. Hier noch ein abschließendes Urteil R.s über die Evolution: „Die Evolution der Organismen ist fern von Planlosigkeit. Energiepumpe und Entropieabfuhr, Realisations- und Erhaltungschance, die sie betreiben, führen nicht nur zu Differenzierung und Diversifikation, einer Vergrößerung der Zufallsunwahrscheinlichkeit, sondern darüber hinaus zu einer sich selbst stabilisierenden Harmonie verifizierbarer Gesetzmäßigkeit“ (335).

A. Haas, S. J.

Weischedel, Wilhelm, *Skeptische Ethik*. 8^o (222 S.) Frankfurt am Main 1976, Suhrkamp.

Die Grundthese dieses letzten Werkes des am 20. 8. 1975 verstorbenen Autors ist, daß Philosophische Ethik heute ehrlicherweise nur noch als „Skeptische Ethik“ möglich sei (13). Dieser Begriff mag zunächst widersprüchlich klingen: „Skeptisch“ bedeutet die Infragestellung aller Normen; „Ethik“ dagegen verweist auf die Verbindlichkeit von Normen. Es gilt also aufzuweisen, daß aus der Anerkennung der Fraglichkeit aller Normen keineswegs folgt, daß alles erlaubt ist. – Die Einleitung informiert in geraffter Darstellung über die geschichtliche Entwicklung der Begriffe der Ethik (Aristoteles, Augustinus, Plato, Kant) und des Skeptizismus (Spätantike; Montaigne, Charron, Pascal; Descartes; Hume; Kant; Hegel; Nietzsche; Camus). W. sieht als Ergebnis dieser Entwicklung die heutige Situation der Philosophie „dadurch bestimmt, daß der Skeptizismus in der eigensten Konsequenz des als Fragen verstandenen Philosophierens zur alleinigen Herrschaft zu gelangen trachtet“ (35).

Im ersten Hauptteil (41–107) werden die verschiedenen neuzeitlichen Versuche sowohl metaphysischer Ethik (Kant, Fichte, Hegel, Scheler, Hartmann, Jaspers) als auch unmetaphysischer Ethik (Nietzsche, Marxismus, Gehlen, Kamlah, Schulz, Analytische Philosophie) kritisiert: Es scheint, daß ihnen jeweils unausgewiesene Setzungen zugrunde liegen, die ihrer Infragestellung nicht standhalten. Der zweite Hauptteil (109–176) untersucht „Freiheit“ und „Gewissen“ als Voraussetzung jeder Ethik. Unter Freiheit versteht W. den Besitz eines sozial gewährleisteteten Spielraums für ein Wählenkönnen, innerhalb dessen der Mensch von sich selber her über sich selbst bestimmen kann (137). Zwar gibt es die Flucht vor der Freiheit. In ihr ist „eine tiefe Angst vor der Einsamkeit wirksam, in die unausweichlich gerät, wer sich im Denken und Handeln auf sich selber stellt, eine Sorge auch um die Reputation und eine Furcht vor der Ächtung und Diffamierung, die in der Welt, wie sie nun einmal eingerichtet ist, das unvermeidliche Schicksal derjenigen zu sein scheint, denen an der Selbständigkeit des Gedankens und des Tuns liegt“ (134). Aber zugleich erweist sich der Drang nach Selbstbestimmung als ursprünglicher als der Hang zur Unfreiheit; denn sobald wir uns „ernstlich darauf besinnen, was in jener Angst vor der Freiheit vor sich geht, wird unmittelbar gewiß: Wenn wir ihr nachgeben, geben wir uns selber auf“ (135). Für das Verhältnis von Normen und Freiheit gilt, daß Normen im Dienst der Ermöglichung eines Spielraums für mehr Freiheit stehen müssen. Dabei gibt es „keinen anderen Weg, um die Freiheit, die einem so sehr am Herzen liegt, zu retten, als daß man sie so sehr wie möglich in die sich selber über-